

# Glückliche Fügung

Der „Klangkörper Schweiz“

## Architekt:

Peter Zumthor, Haldenstein

## Projektleiter:

Uta J. Graff, Rainer Weitschies

## Mitarbeiter:

Kirsi Leiman, Daniel Schmid,

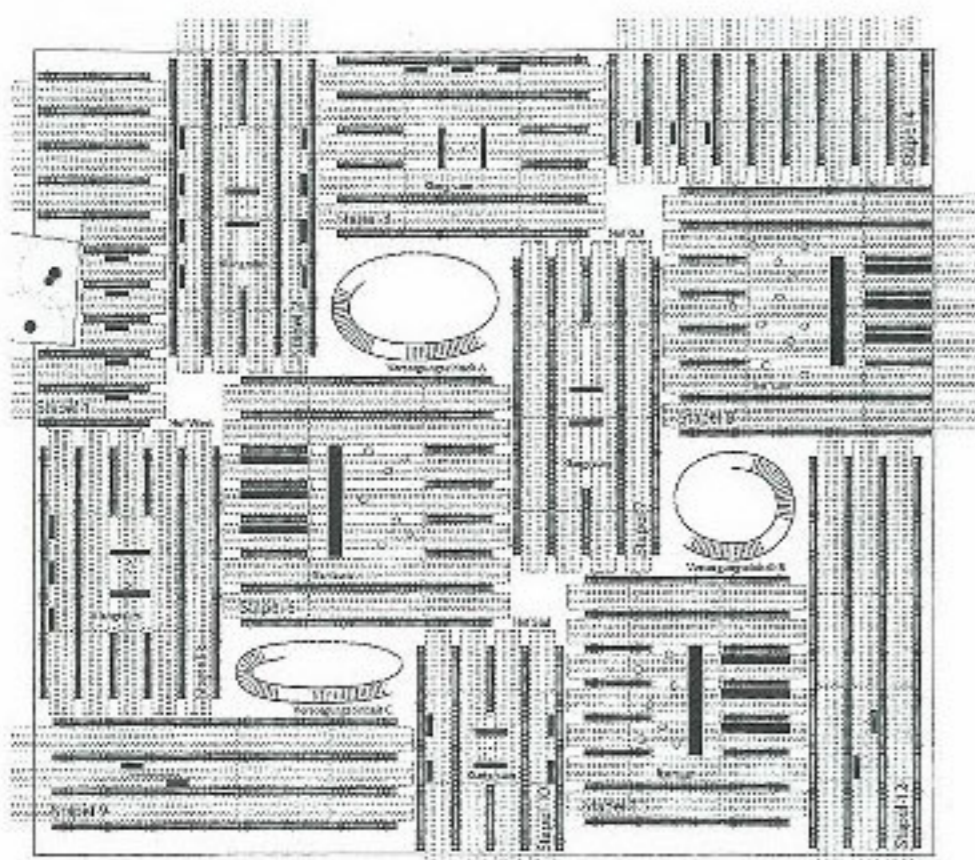
Miguel Kreisler

## Fachingenieure:

Conzett, Bronzini, Gartmann, Chur

## Bauleitung:

Franz Bärtsch, Chur



Der „Klangkörper Schweiz“ besteht aus einem labyrinthisch geformten und nach allen Seiten hin offen angelegten Gefüge von Durchgängen, Höfen und Innenräumen.

Die Wände fügen sich aus Holzbalken identischen Zuschnitts; Lärchenholz in den Querstapeln, Föhrenholz in den Längsstapeln.

Grundriss im Maßstab 1:1000.

Foto: Christian Richters, Münster;

kleines Foto: Erik-Jan Ouwerkerk, Berlin

Auf den ersten Blick wirken die Pavillons der Niederlande und der Schweiz wie architektonische Antipoden: hier ein hoch aufragendes avantgardistisches Gebilde, das schon von weitem ins Auge fällt, wenn man sich dem Weltausstellungsgelände nähert; dort eine zurückhaltende Holzstruktur, die zum marktschreierischen Treiben ringsum Abstand zu wahren sucht. Bei genauerer Betrachtung liegt jedoch den scheinbar sich diametral gegenüberstehenden Entwurfskonzepten das gleiche Prinzip zugrunde: das der Schichtung. Türmen die Niederländer Landschaftslayouts übereinander, so stapeln die Schweizer Holz.

Konzeptionell mag der Schweizer Beitrag den niederländischen sogar in den Schatten stellen, übertrug die Koordinierungskommission Peter Zumthor doch nicht nur die Ausführung seines Entwurfs, sondern zugleich die Gesamtleitung des Schweizer Auftritts. Zumthor realisierte folglich nicht nur eine architektonische Hülle, deren Inneres Ausstellungsgestaltung zur „Bespielung“ überlassen wird. Der Grundgedanke seines Konzepts besteht darin, sich der „Repräsentation“ zu verweigern. Weder gibt es hier einen dreidimensional umgesetzten Werbeprospekt des Alpenlandes, noch lockt man die Besucher mit Videoclips oder Filmeinspielungen. Hier wird nicht belehrt, hier wird nicht informiert; hier wird nicht überzeugt. Mustergültig kompromisslos zieht Zumthor die Konsequenz aus der Tatsache, dass Weltausstellungen in der heutigen Zeit als fragwürdiger denn je einzustufen sind. Aktuelle Informationen bieten heutzutage Fernsehen und Internet.

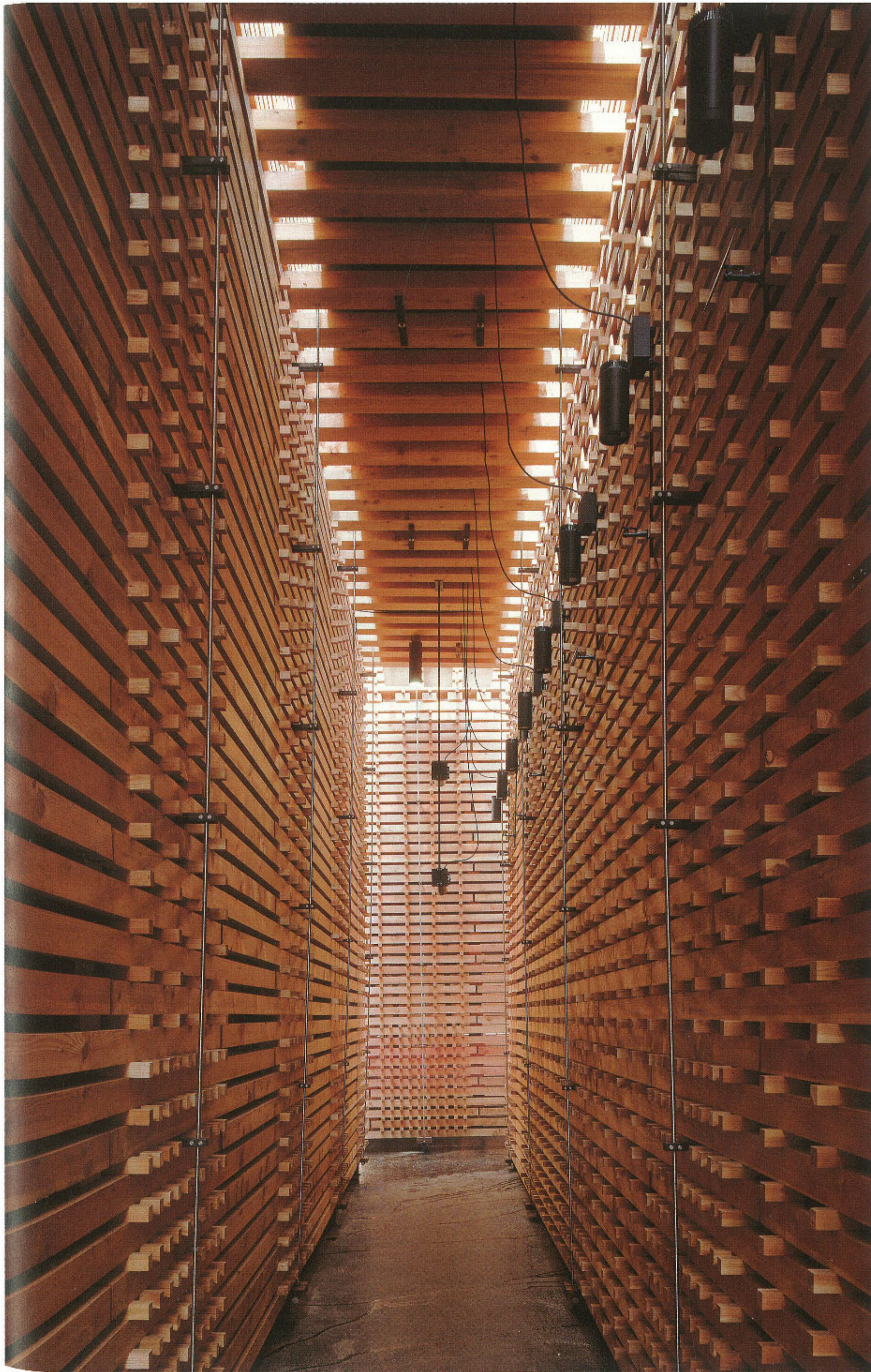
Die Macher der Expo sind sich der telematischen Wirklichkeit bewusst und haben die Objektwelt in den Pavillons weitgehend suspendiert. Doch die Omnipräsenz visueller Animation, mit welcher sich die Expo-Besucher konfrontiert sehen, wird zur hilflosen Beschwörung. Im Geflimmer der Monitore und Großbildleinwände wirken die Inhalte längst austauschbar und beliebig.

Zumthors Pavillon – der auch gar nicht mehr „Pavillon“ heißt, sondern „Klangkörper Schweiz“ – stellt den konsequentesten und überzeugendsten Versuch dar, sich gängigen Strategien des Nationenmarketings ebenso zu widersetzen wie dem Verlust von Sinnlichkeit: an die Stelle von Virtualität tritt Authentizität. Was zu sehen und zu erleben

ist, ereignet sich vor Ort, jetzt und hier. Also keine Großfotos von Eiger, Mönch und Jungfrau, keine Kunststoffkühe, keine Werbevideos für Schokolade oder Kräuterbonbon.

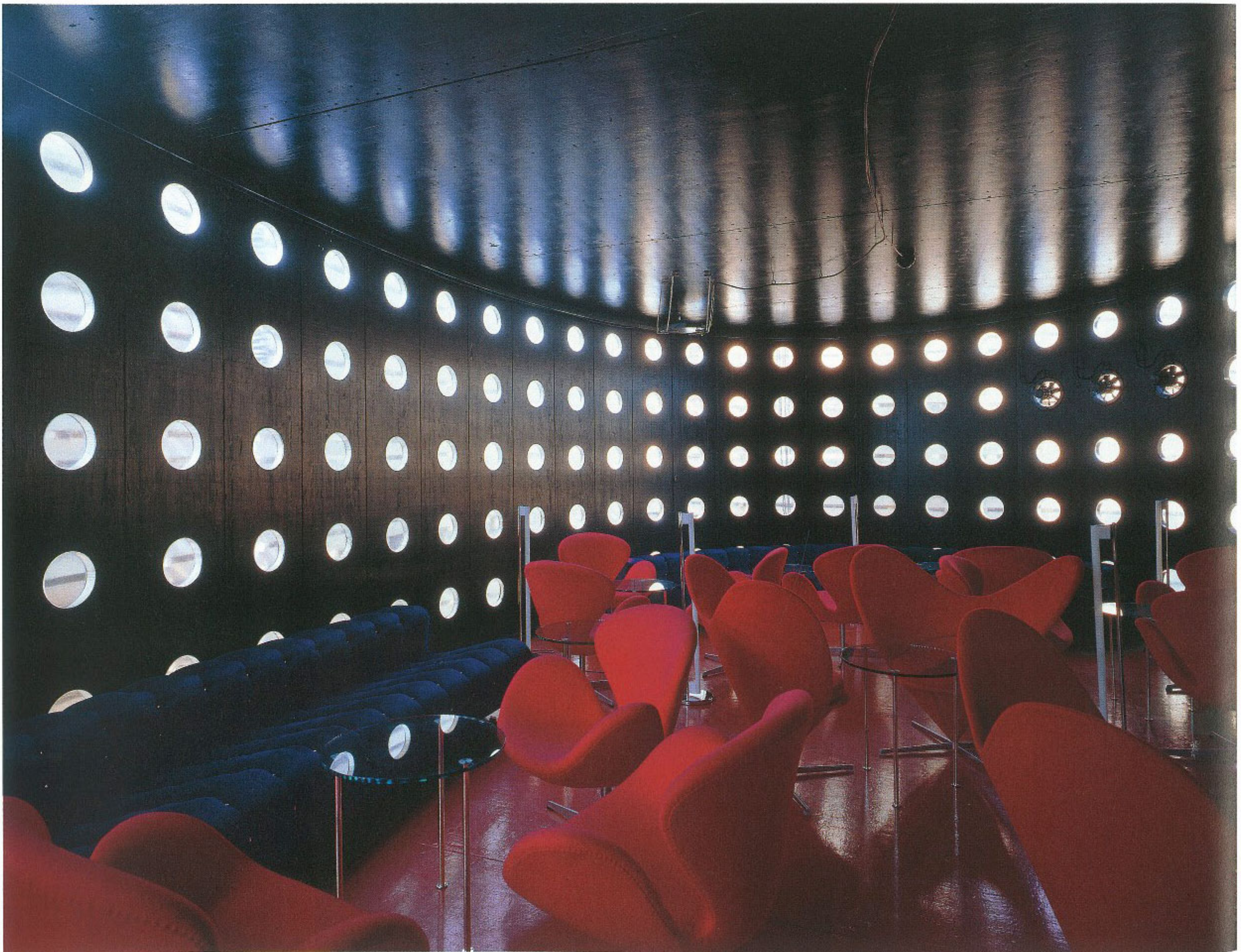
Die gebaute Struktur fungiert dabei als Rahmen, und in ephemerer Form erfüllt sich für eine geraume Zeit, was Architekten häufig erträumten, aber nur selten einzulösen vermochten: die Vereinigung aller Künste im Bau. Weil sämtliche Sinne der Besucher angesprochen werden – Sehen, Riechen, Hören, Fühlen, Schmecken –, wirkt das Wort vom „Gesamtkunstwerk“ ausnahmsweise einmal weder abgenutzt noch übertrieben. Der Architekt bedient sich nicht eines faulen Kulissenzaubers, um den Anschein von Dauerhaftigkeit zu erwecken, aber er platziert auch keine neutrale Hülle als Eventcontainer auf dem Areal. Rohe Holzstapel, wie man sie von Sägewerken kennt, bildeten den Ausgangspunkt des Entwurfs; die Präsenz des Holzes verbindet sich mit einem Prinzip ephemerer Schichtung. Aus gehobelten Lärchen- und Föhrenbalken in zumeist handelsüblichen Formaten – 10 x 20 cm Querschnitt, 290 oder 448 cm Länge – wurden neun Meter hohe Wände geschichtet; die horizontalen Lagen der Vierkanthölzer sind von kleinen Stapelhölzern getrennt. Dank der Fugen kann Luft zirkulieren, welche das Austrocknen der Balken bewirkt. Auf in das Fundament eingelassenen Stahlfedern ruhend, werden die Balkenlagen durch vertikale Zugstangen und nachspannbaren Stahlfedern zu stabilen Wänden zusammengepresst. Damit gelingt es, auf das Schwinden des Holzes zu reagieren; vor allem aber ließ sich auf die Verwendung von Nägeln und Schrauben, Dübeln und Leim verzichten. Nach dem Ende der Expo sollen die zusammengepressten Balken als Konstruktionsholz verkauft werden.

Hatte Zumthor in seinem ersten Entwurf noch vorgesehen, acht parallele Holzwände zu errichten und durch Unterbrechungen Binnenräume unterschiedlicher Größe zu erzeugen, so wurde das Konzept schließlich modifiziert und differenziert, nicht zuletzt aufgrund einer neuen Form der Parzelle: an die Stelle einer lang gestreckten trat eine fast quadratische asphaltierte Grundfläche mit Abmessungen von 58 x 52 Metern. Insgesamt zwölf in der Höhe miteinander verstreute Gevierte (Zumthor spricht von „Stapeln“), die aus vier bis elf par-



allelen Wänden bestehen, lassen einen patchworkartigen Grundriss entstehen. Durch die quer und längs zueinander stehenden Wände ergibt sich eine labyrinthische Struktur, die sich um insgesamt sechs Höfe gruppiert. Die Höfe, in denen die Wandstirnen aufeinander treffen, sind leer; diejenigen, bei denen sich die Flanken der Wände gegenüberstehen, bieten Raum für „Versorgungseinheiten“ mit elliptischem Grundriss. Diese schwarzen, dreigeschossigen Baukörper bestehen aus Brettschichtholz und werden von runden Glasbausteinen belichtet. Über grellrote Treppen erreicht man Büros, Garderoben oder den mit Mobiliar von Arne Jacobsen, Verner Panton und Peter Zumthor ausgestatteten Konferenzraum „Le Club“.

Zu den Höfen treten als weitere räumliche Differenzierung fünf „Klangräume“ und drei Barbereiche, die im Inneren der Stapel angeordnet sind. Je größer die Spannweite der Deckenverstrebrungen, desto mehr Querbalkenlagen mussten installiert werden; in den großen Innenräumen befindet sich die Decke mithin auf einem niedrigeren Niveau. Zumthors Bauwerk entspricht nicht den herkömmlichen Vorstellungen von Architektur: eine traditionelle tektonische Gliederung ist ebenso wenig erkennbar wie eine deutliche Trennung von Innen- und Außenräumen. Denn die langgestreckten Blechwannen, die über den Querbalkenlagen aufruhend, dienen allein als Wetterschutz für die durch die Gänge zwischen den Wänden sich bewegenden Besucher und





Akteure. Die Luft hingegen kann dank der Fugen ungehindert durch den gesamten Pavillon dringen. Es handelt sich also im buchstäblichen Sinne um eine offene Struktur, was sich zusätzlich dadurch erweist, dass es nahezu 50 Eingänge in den Pavillon gibt. Jeder mag sich seinen eigenen Weg suchen – durch die Gänge, durch hellere und dunklere Bereiche, vorbei an Klang- und Barräumen oder durch sie hindurch. Man blickt auf den gewebeartigen Wandaufbau und riecht das Holz.

Zur Architektur tritt als zweites bestimmendes und schließlich für den Schweizer Bau auch namensgebendes Element die Musik. Daniel Ott, aus dem Kanton Appenzell gebürtiger Komponist und Lehrbeauftragter für experimentelle Musik an der Hochschule der Künste in Berlin, hat eine permanent erklingende Komposition entwickelt, die repetitive und improvisatorische Elemente vereint. Jeweils 15 Musiker wechseln sich pro Tag im Drei-Stunden-Rhythmus ab – sechs Akkordeon- und sechs Hackbrettspieler, die einen „Grundklang“ spielen, sowie drei Solisten auf wechselnden Instrumenten. Entsprechend einer zeitlich ausgeklügelten Choreographie bewegen sich die Musiker durch die Gänge und treffen zu bestimmten Zeiten an bestimmten Punkten aufeinander. Der Klang wird dabei nicht nur durch die unterschiedliche Position der Musiker verändert, sondern auch durch die Möglichkeit, in regelmäßigen Abständen aus der Grundklangstruktur auszubrechen. Mal dringt die Musik nur als fernes Hallen oder Raunen durch die Ritzen der Holzstapel, mal erklingt

sie in unmittelbarer Nähe, voller Intensität; bisweilen suchen die Akteure nach Konsonanz, später scheinen sie gegeneinander zu kämpfen. Und dann und wann, wenn es die Stoppuhr befiehlt, gebietet eine Generalpause dem Treiben Einhalt. Wie auch alle anderen Beschäftigten im Pavillon tragen die Musiker Bekleidung der Zürcher Modedesignerin Ida Gut. Es handelt sich um eine speziell für den Klangkörper entworfene Kollektion. Sie besteht aus einer schwarzen Hose aus winddichtem Mikrofaser-gewebe, einem ebenfalls schwarzen Shirt und einer dunkelroten Jacke, deren Material wie Filz wirkt. Tatsächlich handelt es sich jedoch um ein High-Tech-Produkt, nämlich Faser-fleece aus Polyester-garn. Ergänzt wird die Kleidung durch eine Kappe, einen um die Hüfte getragenen Hip-Bag sowie Schnürstiefel der Schweizer Armee. Das Wort ist im Pavillon in Form von Lichtprojektionen verschiedener Größe und verschiedenen Umfangs präsent. Überall leuchten auf den sich zu Textzeilen verwandelnden Balken Kommentare bekannter und unbekannter Personen zum Thema Schweiz auf. Manche Kommentare sind ironisch oder kritisch, andere affirmativ oder lediglich informativ. Zu den Zitaten gesellen sich Texte anderer Art: Fahrplanauszüge, Hausinschriften, statistische Tabellen. Schließlich wird das Sinnenerlebnis durch ein überzeugendes kulinarisches Angebot abgerundet – die Speisen und Getränke sind einfach und gut zubereitet. Höhlengereifter Emmentaler zum Beispiel ist selbst in der Schweiz nur mit Mühe erhältlich. *Hubertus Adam*

Die Wandstapel werden von gespannten Stangen und großen Stahlfedern zusammengepresst. Im gesamten Gebäude kam keine einzige Schraube, kein einziger Nagel und auch kein Leim zum Einsatz.

Mitten im Gebäude befindet sich die „Versorgungseinheit“ mit dem Konferenzraum „Le Club“. Eine rote Treppe führt zu dem mit rotem Mobiliar ausgestatteten Raum. Runde Glasbausteine in den Brettschichtholzwänden sorgen für die Belichtung.

Die temporären Boxen im Vordergrund mit Getränkeautomaten, Telefonkabinen, Souvenirs usw. befinden sich überall auf dem Gelände.

Fotos: Christian Richters, Münster